

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 86 (2006)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Sachbuch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sachbuch

Hanspeter Strebel, Kathrin Barbara Zatti

«Es gibt Dinge, die brauchen Zeit»: Elisabeth Pletscher, Zeitzeugin des 20. Jahrhunderts.

Herisau: Appenzeller Verlag, 2005

Elisabeth Pletscher gehört zu jenen starken Frauen, die Geschichte gemacht haben, ohne sich je persönlich in den Vordergrund zu drängen. Die von einer Männerlandsgemeinde demokratisch beschlossene Einführung des Frauenstimmrechts im Kanton Appenzell-Ausser Rhoden wäre wohl ohne ihren unermüdlichen Einsatz nicht möglich gewesen. Der schöne Band über diese Zeitzeugin des 20. Jahrhunderts gibt einen guten Einblick in die Biographie einer markanten Vertreterin der sogenannten «Aktivdienstgeneration». 1959 begründete Pletscher ihren Ruf als Kämpferin für die politische Gleichberechtigung der Frau. Sie berief sich auf Marie von Ebner-Eschenbachs Erkenntnis: der grösste Feind des Rechts ist das Vorrecht! So charakterisierte sie das Männerstimmrecht als überholtes Privileg. Die Zeitungen berichteten über Pletschers Brandreden, mit denen sie gegen ein traditionell verankertes Vorurteil antrat. Damals wurde es als Sensation gewertet, dass eine Frau es überhaupt wagte, in hoffnungsloser Position ausgerechnet in der Männerbastion Appenzell das Wort zu ergreifen.

Elisabeth Pletscher war eine beeindruckende Rednerin und eine begnadete Erzählerin. Das noch unter ihrer Mitwirkung verfasste Buch berichtet über ein privates Leben, das im Dienst der Ge-

meinschaft stand und trotz, oder gerade wegen seiner Verwurzelung im Lokalen auch internationale Ausstrahlung hatte. «A Challenge to Change» – unter diesem Motto hielt die schon 82jährige, die beruflich als Cheflaborantin an der Zürcher Universitätsklinik gewirkt hatte, eine Rede als Teilnehmerin des World Congress of Medical Technologists, einer euroatlantischen Vereinigung, die sie nach dem Zweiten Weltkrieg mitgegründet hatte. Einer ihrer Sätze war auch für ihre eigene Biographie prägend: *«Nehmt die Herausforderungen an, das zu verändern, was verändert werden muss, und bewahrt gleichzeitig, was es wert ist, unverändert zu bleiben.»* Elisabeth Pletscher wurde von der Universität St. Gallen das Ehrendoktorat verliehen. Ihre gut dokumentierte Biographie zeigt, dass es nicht nur Dinge gibt, die Zeit brauchen, sondern auch Menschen, die Zeit geben und mit ihrem Leben auch die Zeit lehren.

besprochen von REGULA STÄMPFLI.

Joachim Radkau

Max Weber: Die Leidenschaft des Denkens.

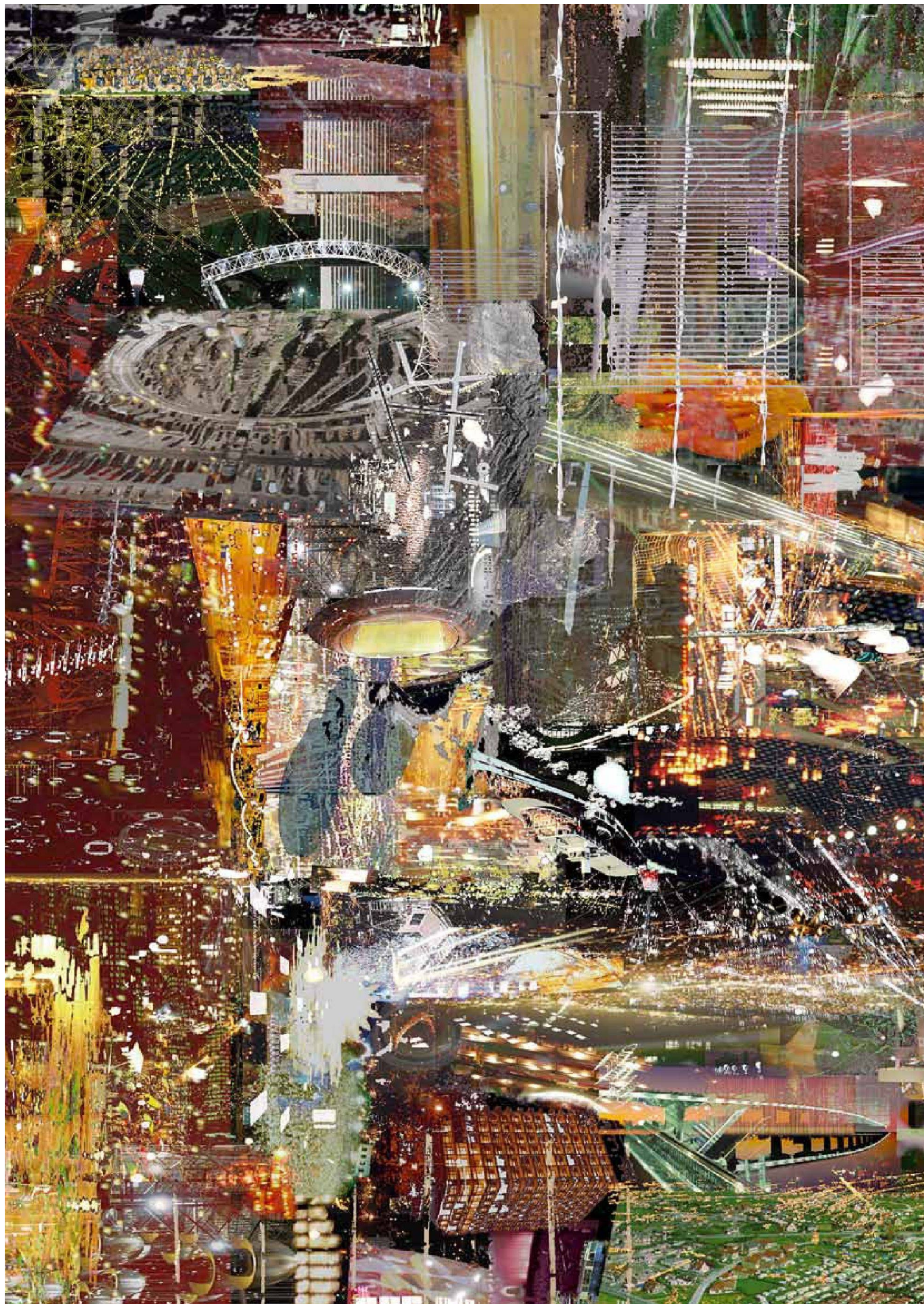
München: Carl Hanser, 2005

Im Jahre 2003 fragte das Zweite Deutsche Fernsehen «Wer ist der grösste Deutsche?» Drei Millionen Menschen antworteten, und Konrad Adenauer ging als Sieger hervor. An diesen hatte Theodor Heuss im Jahre 1958 über Max Weber geschrieben, er sei *«für mein Gefühl die grösste menschliche und wissenschaftliche Erscheinung der Deutschen nach der Jahrhundertwende»*, eine Einschätzung, die sich mit der des Philosophen Karl Jaspers deckt, Weber sei *«der grösste Deutsche unseres Zeitalters»*. Auch Max Weber stand zur Wahl, allerdings war die Vorstellung seiner Person auf der Internetseite der Fernsehanstalt einer besseren Platzierung wohl eher abträglich. So führt der Sender beispielsweise aus, dass Weber *«nach einem Nervenzusammenbruch und schweren seelischen Krisen [...] 1903 seinen Lehrstuhl aufgab und [...] ausgedehnte Rei-*

sen in Europa und nach Amerika» unternahm und ein *«komplizierter Charakter»* gewesen sei. Die abschliessende knappe Würdigung von Werk und Wirkung fiel dagegen zu blass aus, um die Phantasie derer anzuregen, die zum Beispiel Albert Einstein und Martin Luther in die vorderen Ränge stimmten – und so schaffte es Weber bei «Unsere Besten» nicht einmal unter die «Top 200».

Neben dieser Schlappe steht allerdings die offensichtlich ungebrochene Popularität Webers in der etwas weniger demokratischen Arena des globalen Wissenschaftsbetriebs. Diese Popularität und ihre Begleiterscheinungen sind ein wichtiges Leitmotiv in Joachim Radkaus grosser Biographie «Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens». Denn Radkau grenzt sich vielfach von der «Weber-Forschung» oder den «Weber-Verehrern» ab, deren Sichtweise Weber oft «halbiert» oder gar «gevierteilt» habe. Nicht nur seien dabei – biographisch – der Nachwelt peinliche Aspekte vorenthalten worden (Stichworte: Sex, Geld, *Political Correctness*); der von der wissenschaftlichen Nachwelt so Maltratierte würde vielmehr – auch wissenschaftlich – missverstanden. Denn *«bei der Zerstückelung»* des Weberschen Werks gehe *«das wahrhaft Faszinierende an Weber verloren, das weder im Idealtypus, noch in der Wertfreiheit besteht, sondern in seinem Denkstil, seinem gekonnten Hin- und Herspringen über die Grenzen der Spezialdisziplinen und über die Kluft zwischen Theorie und farbiger Wirklichkeit, eigener Lebenserfahrung und fremden Welten, Rationalisierung und Entdeckung irrationaler Leidenschaften, Handlungstheorie und Herausarbeitung unbeabsichtigter Fernwirkungen des Handelns, und nicht zuletzt zwischen Spiritualismus und Naturalismus.»*

Radkaus Biographie verschränkt drei Perspektiven: *erstens* die Lebensereignisse seines Helden im engeren Sinne, seinen persönlichen Umgang, seine Leidenschaften und deren Fremdbeobachtung; *zweitens* das Werk und *drittens* die historische Epoche Webers, die Radkau in einem seiner früheren Bücher als *«Zeitalter der Nervosität»* beschrieben hat. Die breite historische Kenntnis des Autors, die akribische Quellenforschung und die Werkexegese ergeben eine immer spannende, streckenweise packende Lektüre.



Diese lohnt sich besonders dann, wenn man einzelne klassische Texte Webers kennen- und schätzensgelernt hat – man sieht sie nach dieser Biographie in einem anderen Licht, ohne dass sie etwas von ihrem Reiz verlören – etwa die berühmten Reden über Wissenschaft und Politik als Beruf und über die «Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus».

So diskutiert Radkau die berühmte «Weber-These» vom Zusammenhang der protestantisch-asketischen Lebensmethodik und der Entstehung des modernen Kapitalismus, indem er sie in den Kontext lebensgeschichtlicher Umstände und zeitgenössischer Gegenentwürfe stellt. Ein wichtiger Punkt dabei: dass es die *auri sacra fames*, den verfluchten Hunger nach Gold, zwar schon immer gegeben habe, dass aber erst die puritanische Lebensmethodik sie in Form der berufsmässigen Erwerbsarbeit verstetigt hätte. Das Ergebnis in der Weberschen Gegenwart der industrialisierten Moderne ist das berühmte geistverlassene «*stahlharte Gehäuse*». Dabei kommt nach Radkaus Lesart in der Weber-These nicht allein ein überindividueller Systemzwang zum Tragen, vielmehr bilde sich für Weber eine Art «*zweite Natur*» aus. Mit dieser Veränderung des menschlichen Naturells korrespondierten Züge in Webers Charakter und Erfahrungswelt, die ihn für diesen paradoxen Kausalzusammenhang besonders hellsichtig sein liessen.

Unter den vielen mit Weber berühmt gewordenen Begriffsschöpfungen aus der Formationsphase der modernen Sozialwissenschaften stechen insbesondere zwei heraus: die «Wertfreiheit» und der «Idealtypus»; letzterer steht im Spannungsfeld zwischen dem *homo oeconomicus* der Grenznutzenschule und der historischen Schule der Nationalökonomie (der typisierendes Denken keinesfalls fremd war). Wieder lässt sich Weber nicht klar einordnen. Deutlich werden die Abgrenzung Webers von Schmoller und der historischen Schule, und die Hoffnungen, die er in die Exaktheit des Theoriegebäudes setzt, das auf dem Grenznutzengedanken aufbaut. Auf der anderen Seite steht Webers Relativierung: «*Auch die Grenznutztheorie untersteht dem Gesetz des Grenznutzens*», sowie die Webersche Überlegung, dass es eben erst unter modernen Bedingungen der Rationalisierung

von Märkten, insbesondere der Börse, zu einer starken, regelmässigen Annäherung des menschlichen Wirtschaftshandelns an diesen Idealtypus des *homo oeconomicus* komme.

Im Wertfreiheitspostulat sieht Radkau eine im Grunde überzogene Forderung – sollten doch heutige Wissenschaftler eher danach streben, sich ihrer Erkenntnisinteressen bewusst zu werden, anstatt die «reine» Wertfreiheit zum Massstab zu nehmen, die letztlich, schon durch die Wahl der Untersuchungsgegenstände, ein Ding der Unmöglichkeit sei. Die Webersche Position lautete dagegen, dass man genau deshalb nach Wertfreiheit streben müsse, und dass prinzipiell die Wissenschaft «Sein» und «Sollen» auseinanderzuhalten habe: «*Eine empirische Wissenschaft vermag niemanden zu lehren, was er soll, sondern nur, was er kann und – unter Umständen – was er will.*» Werte können also durchaus auch Gegenstand der Wissenschaft sein. Eine Pointe von Radkaus Interpretation ist dabei, dass Weber die Werte in diesem Streit mindestens ebenso wichtig waren wie die Reinheit der Wissenschaft. Er kämpfte für die Wertfreiheit, wird Weber einmal zitiert, weil er «*es nicht ertragen kann, wenn Probleme von weltbewegender Bedeutung, von grösster ideeller Tragweite, in gewissem Sinne höchste Probleme [...] hier in eine technisch-ökonomische (Produktivitäts)-Frage verwandelt [...] werden*». Überdies habe Weber in seiner Beschäftigung mit aussereuropäischen Kulturen und Religionen Wertungen, die europäischem Überlegenheitsdünkel entsprangen, als Erkenntnisblockade erlebt. Wieder weist Radkau auf die Lebenssituation, den Werkkontext und die historische Situation hin: «*Wenn er voller Verachtung von der (Professoren-)Prophetie spricht, die nichts riskiert [...], muss man bedenken, dass er sich um die gleiche Zeit in die Propheten des alten Israel vertieft, die für ihre Donnerworte kein Beamtengehalt bezogen, vielmehr riskierten, dafür gesteinigt zu werden.*»

Radkau führt durch die deutsche Universitätswelt des Kaiserreichs, in der Weber zwar mit der Aufgabe seiner Professur ein Aussenseiter wird, die jedoch durch persönliche Kontakte, Gesprächskreise und akademische Projekte weiter sein Schaffen bestimmt. Ausführlich diskutiert Radkau das oft spannungsvolle Ver-

hältnis zu anderen wichtigen Gelehrten dieser Zeit, wie etwa Sombart und Troeltsch. Wir erleben den mehrmaligen Beinahe-Duellanten Weber, den Nationalisten der Freiburger Antrittsvorlesung 1895 («*Wir müssen begreifen, dass die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluss und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtpolitik sein sollte*»), der dabei durchaus nicht nur dem Zeitgeist kraftvollen Ausdruck verlieh, sondern eher am Anfang eines Trends stand. Wir bekommen Webers Hass auf Wilhelm II. und die wilhelminische «*Spassgesellschaft*» vorgeführt, und seine Hassliebe zur (alt)deutsch-lutherischen «*Gemütlichkeit*», der er die «*grossen Arbeitsvölker der Erde*» vor die Nase hält, wobei er in seiner Zeit vor allem an Amerika denkt. Wir erleben den Neurastheniker (gehässige Kollegen kolportieren: «*der nervöseste Mensch der Erde*»), der «*am Rätsel der Sexualität*» verzweifelt und schliesslich in den Liebschaften mit Mina Tobler und Else Jaffé-Richthofen «*erlöst*» wird. Mit grosser Detailversessenheit zeichnet der Autor die Webersche Leidensgeschichte nach, so dass man sich bei aller anzuerkennenden Differenziertheit teilweise fragt, ob die (meist als solche ausgewiesenen) Spekulationen nicht etwas knapper hätten ausfallen können.

Neben dem Wissenschaftler Weber steht schliesslich der glücklose Beinahe-Politiker, der wie viele den Weltkrieg zunächst als Befreiung empfindet, als Publizist mit dem Argument der Elitenbildung für die Parlamentarisierung Deutschlands kämpft, die deutsche Friedensdelegation nach Versailles begleitet und für Friedrich Naumanns Deutsche Demokratische Partei in den Wahlkampf zieht. Nach einer «*rasanten Steigerung des Lebenstempos*» «*und zwar auf allen Ebenen: Politik, Wissenschaft, Liebe*» stirbt Weber, gut 56jährig, im Juni 1920.

Die Lektüre ist so lehrreich, dass man selbst nach 800 Seiten die Kürze des Epilogs fast bedauert, der auch auf die Wirkungsgeschichte Webers eingeht. «*Wodurch wird ein (grosser Mann) gross?*» fragt Radkau. Einen Grund sieht Radkau bei Weber in der «*höchst wirkungsvollen Erinnerungspolitik*» der Witwe, deren «*Lebens-*

bild» von 1926 das Interesse an Person und Werk kanalisierte und die zudem die Ausgabe und Anordnung von noch unveröffentlichten Schriften besorgt – das vermeintliche Hauptwerk «Wirtschaft und Gesellschaft» wird später als Arrangement Marianne Webers verabschiedet. Radkau geht auf die wichtige Rolle der deutschen Exilanten ein, die Weber über die USA «reimportierten» – während er auch im Dritten Reich seine Anhänger hatte: so konnte die auf «Kampf» und «Illusionslosigkeit» getrimmte Begrifflichkeit, wie Radkau zeigt, durchaus einen Hans Frank begeistern, einen der schlimmsten Mörder des NS-Regimes, wobei die offizielle NS-Ideologie Weber als Vertreter des liberal-bürgerlichen Lagers natürlich ablehnte. Andererseits verlangsamte die Kritik an Weber von Seiten der 68er-Bewegung und der Frankfurter Schule den Weber-Boom der Bundesrepublik. Nur in einer Fussnote weist Radkau darauf hin, wie nahe andererseits die Adornosche «Dialektik der Aufklärung» der düsteren Rationalisierungsthese Webers steht. Die Rezeptionsgeschichte Webers wäre wohl ein eigenes Buch wert.

Der Weber-Boom jedenfalls reisst nicht ab. Radkau weist selbst darauf hin: es ist die überreiche Gedankenfülle und die Modernität der Schriften Webers, die zusammen mit ihrem teilweisen Fragmentcharakter und ihrer Unabgeschlossenheit zum Weiterdenken einlädt und zu Versuchen verführt, den «wahren», «eigentlichen» Weber aus ihnen herauszulesen. Aber auch wenn man sich von dieser Vorstellung verabschiedet, nimmt das der Beschäftigung mit Webers Werk, so wird hier deutlich, nichts von ihrem Wert. Das kenntnisreiche Buch liest sich mit Gewinn, und Ausflüge in die sehr umfangreichen Fussnoten erweisen sich immer wieder als lohnend. Auch wenn man mit den Konjunkturen und Trends der «Weber-Forschung» nicht in allen Details vertraut ist, lässt sich vermuten, dass sie an diesem Buch in Zukunft nicht vorbeikommen wird.

besprochen von OLAF BACH, geboren 1977, Doktorand der Universität St. Gallen.

Klaus Schwabe

Weltmacht und Weltordnung: Amerikanische Aussenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart.

Paderborn: Schöningh Verlag, 2006

Schwabes *opus magnum* ist profund, gewichtig und in dieser Form auf dem deutschen Büchermarkt einzigartig. Es stellt die amerikanische Aussenpolitik im 20. Jahrhundert nicht nur historisch-deskriptiv im inneramerikanischen Kontext dar, sondern analysiert diese auch im Kontext der Weltgeschichte und der Ereignisse des 20. sowie des beginnenden 21. Jahrhunderts, das im Zeichen des «Kampfes gegen den Terrorismus» stehen soll. Skepsis gegenüber einer politischen Formel wie dieser ist aber angezeigt. Der Autor, Professor emeritus für Neuere Geschichte an der Technischen Universität in Aachen, konstatiert, dass den politischen Eliten in Europa – besonders in Deutschland – sowie in den USA nicht nur die historische Kenntnis der Vergangenheit, sondern auch ein abgewogenes Urteil fehle.

Der Autor breitet in über 14 Kapiteln eine Gesamtdarstellung der US-Aussenpolitik aus, beginnend mit dem spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 und endend mit der Präsidentschaft von George W. Bush. Wer das erste Kapitel des Buches liest, ist vom Verhalten der Bush-Regierung nicht überrascht. Gehört doch das imperialistische Gehabe zu den fünf konstitutiven Elementen amerikanischer Aussenpolitik, neben dem Isolationismus, der revolutionär-antikolonialistisch-emanzipatorischen Tradition, dem humanitären Impuls sowie der demokratisch-missionarischen Tradition. In der US-Aussenpolitik verschmelzen sie zu einem oft problematischen Amalgam – ein fragwürdiger Ratgeber für eine Weltmacht. Bei der Bush-Administration gehen die imperial-expansionistische und die demokratisch-missionarische Tendenz eine unheilige Allianz ein.

Zu diesen historischen Determinanten amerikanischer Aussenpolitik treten noch die formalen, die sogenannten «checks and balances», also die wechselseitige Kontrolle der verfassungsmässigen Organe Präsident und Kongress. Sie sind ebenfalls historisch bedingt, und zwar

als Reaktion gegenüber der «alten Welt». Neben dieser geschriebenen Verfassungswirklichkeit ist eine politische getreten, die dem Präsidenten durch sogenannte «executive agreements» (Verwaltungsabkommen) und «executive agents» (vom Präsidenten ernannte Vertrauenspersonen, die keiner Kontrolle durch den Kongress unterliegen) eine aussenpolitische Macht jenseits parlamentarischer Kontrolle verleihen. Seinen grössten Machtzuwachs erlangte er durch die Rolle des Obersten Befehlshabers. Dazu ist er auch Regierungschef. In dieser Kombination (Präsident, Oberster Befehlshaber und Regierungschef) kann er quasi Kriege vom Zaune brechen wie ehemals Präsident Johnson denjenigen in Vietnam durch die manipulierten Vorgänge im Golf von Tonking oder Präsident Bush jr. den völkerrechtswidrigen Angriff auf den Irak, der ebenfalls durch manipulierte Fakten des Geheimdienstes und die Ranküne zwischen Pentagon, dem Büro des Vizepräsidenten und dem Aussenministerium der amerikanischen und der Weltöffentlichkeit verkauft worden ist.



Schwabe analysiert all dies in sachlich-nüchterner Professorenmanier. Sein Resümee, dass sich die Bush-Administration selbst in ihrem «nation-building» in der Tradition des «*universellen Missionsstrebens*» befinde, überrascht doch sehr, da bis heute rhetorisch das «nation-building» im Irak nicht zu den primären Aufgaben dieser Regierung gehörte. Eher fühlt sich der Leser an ein missionarisches Eiferertum von Präsident Bush erinnert, der von «Kreuzzug», «Schurkenstaaten» und «Demokratisierung» des Nahen und Mittleren Ostens gesprochen hat. Präsident Bush sieht den Kampf der «zivilisierten Welt» gegen «das Böse» als «ein manichäisches Ringen zwischen Gut und Böse», so Schwabe. Hat nicht gerade diese apokalyptische Rhetorik einen Teil der Europäer irritiert und zum Zerwürfnis zwischen USA und «Alt-Europa» beigetragen?

Ein Manko der ansonsten ausgezeichneten Gesamtdarstellung liegt in der Vernachlässigung der religiösen Kräfte, die hinter George W. Bush stehen, und der Einflüsterungen seiner neokonservativen Ratgeber, die ihn – gegen einige kritische Stimmen aus der Administration seines Vaters und einige wenige andere – zu diesem problematischen Waffengang gedrängt haben. Beide, die religiösen Fundamentalisten und die radikalen Neokonservativen, schaden den langfristigen Interessen der USA. Aber für ideologisch-religiös Verblendete sind die Gesetze der Ratio zweitrangig. Obwohl Klaus Schwabe sein Manuskript bereits bei Ausbruch des Irakkrieges fertiggestellt hatte und seine Einschätzungen daher vorläufige und rudimentäre Bewertungen sind, kann dieses Buch für alle politisch Handelnden und Interessierten empfohlen werden, auch, weil es neben der Kenntnis der Geschichte und Aussenpolitik der Vereinigten Staaten mit vielen historischen Parallelen aufwartet.

besprochen von LUDWIG WATZAL, geboren 1950, ist Redaktor und Publizist in Bonn.

Karl S. Guthke

Sprechende Steine: Eine Kulturgeschichte der Grabschrift.

Göttingen: Wallstein Verlag, 2006

«*Geweiht dem Gedächtnis an Herrn Jared Bates, der am 6. August 1800 starb. Seine Witwe, 24 Jahre alt, die trauert, sich aber trösten liesse, wohnt am Ort in der Elm-Street Nr. 7 und hat alle Voraussetzungen für eine gute Ehefrau.*» – so die Grabschrift einer lustigen Witwe aus Lincoln im amerikanischen Bundesstaat Maine für ihren gerade verstorbenen Mann, zitiert von dem in Harvard lehrenden Germanisten Karl S. Guthke in «Sprechende Steine. Eine Kulturgeschichte der Grabschrift».

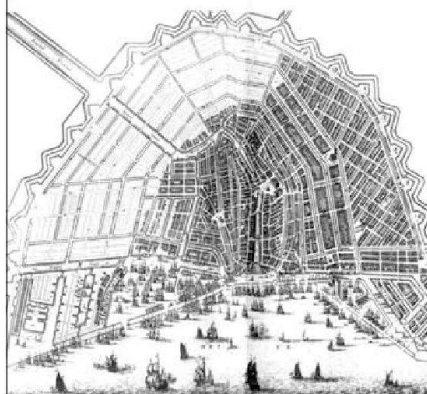
Die Übergänge zwischen Grabschrift und Heiratsannonce können offenbar fließend sein. Die tröstungswillige Trauernde verfügte neben beträchtlichem Witz indes auch über jene Ehrlichkeit, die auf den steinernen Zeugnissen der Begräbnis-Gedächtnis-Kultur sonst eher zu kurz kommt. «*Gelogen wie auf einem Grabstein*», ist geradezu sprichwörtlich geworden. Ambrose Bierce kommentiert etwa in seinem «Wörterbuch des Teufels» sarkastisch: «*Epitaph, Substantiv. Inschrift auf einem Grab, die zeigt, dass durch den Tod erworbene Tugenden rückwirkende Kraft haben.*». Und Samuel Johnson nennt als Grund für die freundliche postume Wendung der Dinge, dass in Grabschriften nicht unter Eid gesprochen werde. «*Die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit*», lautet die humane Maxime. So verwundert es nicht, wenn der Romantiker William Wordsworth fragt: «*Wo sind all die schlechten Menschen begraben?*» Und Guthke kommentiert: «*Könnten die Toten am Auferstehungstag ihre Grabschriften lesen, würden viele von ihnen sicher glauben, man hätte sie im falschen Grab bestattet.*»

Man sieht, es geht ziemlich vernünftig in diesem kulturhistorischen Kompendium der Grabschrift zu. Ein ganzes eigenes Kapitel ist unter dem Titel «Wer zuletzt lacht» den «komischen Grabschriften» gewidmet. Wo sonst nichts mehr hilft, kann nur noch der schwarze Humor weiterhelfen, und das tut er denn auch reichlich in diesem mit sprechenden

witzigen Zitaten gesegneten Buch. Aber anders als zahlreiche einschlägige Anthologien, die sich nach dem unwiderleglichen Motto: «Hin ist hin!» das Überleben von Witz und Humor gerade auf den Friedhöfen angelegen sein lassen, hat Guthke auch durchaus Ernsthafteres im Sinn. Die «Epithaphologie», wie der eindrucksvolle Name des Faches lautet, die Wissenschaft von den Grabsteinen – und da zumal den Grabschriften – ist für ihn zu Recht eine seriöse Wissenschaft. Ein eigenes Kapitel über Grabschriften für Tiere («Fast menschlich, aber treu») widerspricht dem nicht.

Kultur- und literaturhistorische Themen verbinden sich mit denen einer historischen Anthropologie, die nach den Konstanten, aber auch dem tiefreichenden historischen Wandel der Begräbniskultur fragt. Die Studie ist umsichtig, reflektiert und klug. Sie ist auf vielen, ja, wie es scheint, auf fast allen Begräbnisfeldern aller Kontinente zu Hause – vielleicht manchmal auf zu vielen. Die unüberschaubare

Der grosse Chirurgen-Roman im Amsterdam des 17. Jahrhunderts als Hommage an Rembrandts «Die Anatomie des Dr. Tulp»



«Der stärkste Historienroman seit Süskinds 'Das Parfüm'»

KASPAR
SCHNETZLER
DIE GILDE
ROMAN

Kaspar Schnetzler
Die Gilde
318 Seiten, gebunden, 40.00 Sfr.
ISBN 3-908010-60-8

www.bilgerverlag.ch

Vielzahl der Belege geht bisweilen etwas zu sehr ins Detail. Das viel zu kompakte, absatzarme Druckbild des Buches tut ein übriges: der Leser fühlt sich an den Pariser Friedhof Père Lachaise erinnert, wo sich die Grabmonumente schon bald nach der Eröffnung 1804 ins Gedränge kamen, «von der steinernen Trübseligkeit der kargen und überfüllten innerstädtischen Friedhöfe» ganz zu schweigen.

Guthke spannt den zeitlichen Rahmen von der Antike bis zur jüngsten Gegenwart. Seine enorme Belesenheit profitiert auch von seinem 1990 erschienenen Buch «Letzte Worte», deren steinerner Ausdruck die Grabschriften oft, aber keineswegs immer sind. Die kulturhistorisch und anthropologisch zentrale Frage nach Dauer und Wandel in der Geschichte der Grabschrift beantwortet Guthke differenziert. Mit dem Kunsthistoriker Erwin Panofsky betont er den Unterschied zwischen der «retrospektiven» antiken Grabschrift, die das ehrenvolle innerweltliche Gedächtnis der Verstorbenen pflegt, und

der «prospektiven» christlichen, die Auferstehung und Jüngstes Gericht im Blick hat und alle «Hybriditätsgesten» von Ruhm und Stolz zugunsten der Demutsgesten verpönt.

Besonders eindrucksvoll sind Guthke neben einem Kapitel über den skandalösen Ausschluss der Selbstmörder aus der Friedhofsruhe einer christlichen Liebesreligion die Passagen über die Bedeutung des «*Todes des Anderen*» (Levinas und Ariès) für die Überlebenden gelungen. Gräber, Grabsteine, Grabschriften sind neben der Erinnerung und den kultischen Gegenständen liebevollen Andenkens das vielleicht wesentlichste, was den zurück- und alleingelassenen, verlassenen Überlebenden von ihren Toten bleibt – eine Existentialie des endlichen und doch nicht ganz toten Daseins.

Um so tiefer reicht der Bedeutungswandel der Grabschrift. Schon immer war sie, das Monument der Erinnerung, paradox vergänglichkeitsanfällig. Welch bittere Ironie: auch Denkmäler vergehen.

Dieser natürliche Verfall aber wird von der Begräbniskultur, oder besser: Unkultur einer Moderne überboten, die im Zuge ihrer allgemeinen Todesverdrängung ihre Toten kommentarlos in ein immer unpersönlicheres Grab bringt, das schliesslich auch kein Pflegehindernis mehr für die Rationalität der Rasenmäher ist: «*Kein Name, keine Lebenssumme, kein Leben: der Tod ist absolut.*»

Doch ist das nicht Guthkes letztes Wort. Er entdeckt vielmehr etliche Anzeichen für die Wiederkehr des persönlichen Begräbnisses, und da auch der Grabschrift. Der Phönix, der in den vergangenen Epochen das Zeichen von Wiederkehr und Wiedergeburt war, ist heute das «*Symbol der Grabschrift selbst geworden*». Dieser verheissungsvolle Schlusssatz taugt schon fast für die Grabschrift eines «Epitaphologen».

besprochen von LUDGER LÜTKEHAUS,
geboren 1943, Professor für
Literaturwissenschaft an der Universität
Freiburg i.Br.

Schulthess-Inserat